

Carola Hilmes (Frankfurt am Main)

Therese Huber: Briefe. Band 1: 1774–1803¹

„Das Charakteristische in ihren Briefen scheint mir zu sein, die Neuheit und Kühnheit ihrer Ideenverbindungen, die Originalität, wär's auch nur im Ausdruck, die Fülle zuströmender Gedanken, die Tiefe der Empfindungen und des Raisonnements. Immer geht sie von Empfindungen aus und kommt immer auf Raisonement zurück. Die höchste Güte des Herzens ist unverkennbar.“ (Anm. S. 607) So charakterisiert Wilhelm von Humboldt den Briefstil von Therese Huber gegenüber seiner Braut Caroline von Dacheröden. Trotz der vielen Meinungsverschiedenheiten war Humboldt von dieser Frau, die er 1788/89 in Mainz näher kennengelernt hatte, beeindruckt. Noch immer zählt Therese Huber (1764–1829) zu den unbekannteren Schriftstellerinnen um 1800.

Am 4. September 1785 heiratete die Tochter des berühmten Göttinger Altphilologen Christian Gottlob Heyne den Weltumsegler², Aufklärer und Naturforscher Georg Forster³, den sie auf eine Professorenstelle ins

ferne Wilna begleitete. Es war zwar keine glückliche Ehe, aber mit diesem Mann, der einer der ersten deutschen Demokraten war, verband sie eine aufrichtige Freundschaft. An die Freundin Regula Hottinger schreibt sie kurz vor der geplanten Scheidung im November 1793: „Ich habe nie aufgehört Forstern zu ehren, zu vertrauen, ihn als meiner Kinder Vater voll Zärtlichkeit zu betrachten, aber meine Sinne und meine Liebe – und Liebe musste doch in mir eine heftige Leidenschaft sein – konnte er nie bestechen. (...) So waren wir sehr unglückliche Eheleute, aber vertraute Freunde.“ (S. 279) Kurz nach dem frühen, überraschenden Tod von Georg Forster im Januar 1794 in Paris heiratete Therese Ludwig Ferdinand Huber, einen ehemaligen sächsischen Legationsrat, der nun als Schriftsteller den Lebensunterhalt für sich und seine Familie verdienen will. Dies ist eine Liebesheirat, der Herzensbund zudem eine äußerst produktive Arbeitsgemeinschaft. In einem Brief vom 5. Oktober 1804

¹ Hrsg. von Magdalene Heuser, Tübingen: Niemeyer 1999, 850 S.

² Georg Forster dokumentiert diese zweite Weltumsegelung Cooks in dem Buch *Reise um die Welt in Seiner Britischen Majestät Schaluppe Resolution, geführt von Kapitän James Cook, während der Jahre 1772 bis 1775* (engl. 1777, dt. 1778–80).

³ Vgl. hierzu: *Weltbürger – Europäer – Deutscher – Franke. Georg Forster zum 200. Geburtstag* (Ausstellungskatalog), hrsg. von Rolf Reichardt und Geneviève Roche, Universitätsbibliothek Mainz 1994.

schildert Therese Huber dem Freund F.L.W. Meyer ihr Dasein als Schriftstellerin folgendermaßen: „Da du meinen Willen mich *nie* als Schriftstellerin zu nennen auch ohne Gründe ehren wirst, so sage ich dir hiermit daß *alles* was von Huber bekannt, und nicht *Geschichte*, heißt *Weltgeschichte* ist, von mir ist. Der dicke Roman Seldorf, alle Erzählungen die in drei Bänden bei Vieweg herauskamen, alle Damen kalendergeschichten, die in Viewegs Kalender (...) – Ich schreibe das Zeug unter dem Kinder gewühl – O schrieb oft von Mägde Arbeit müde, von Wachen am Krankenbett meiner Kinder erhitzt bis Mitternacht – “. ⁴ Nur zehn Jahre wird diese glückliche Verbindung dauern; L.F. Huber starb bereits im Dezember 1804. Ihre eigene Karriere als Schriftstellerin und Redakteurin hat Therese Huber zu diesem Zeitpunkt noch vor sich.

Anonyme Veröffentlichungen oder Publikationen unter dem Namen des Mannes waren um 1800 durchaus üblich.⁵ Nur das Briefeschreiben war damals eine für Frauen gesellschaftlich akzeptierte Form literarischer Produktion. 1806 und 1810 veröffentlichte Therese Huber „L.F. Huber's Werke seit dem Jahr 1802, nebst einer [von ihr verfaßten] Biographie“; seit 1811 publizierte sie dann auch unter eigenem Namen. 1816 wurde sie designierte Redakteurin von Cottas neu gegründetem „Kunst-Blatt“, ein Jahr später alleini-

ge Redakteurin des „Morgenblattes“ – eine ebenso ungewöhnliche wie beachtliche Karriere. In den zwanziger Jahren erschienen dann ihre großen Romane: „Hannah, der Herrnhuterin Deborah Findling“ (1821) und „Ellen Percy, oder Erziehung durch Schicksale“ (1822), die eigenständige Bearbeitung eines englischen Romans von Mary Brunton („Discipline“, 1814). Die Erzählung „Jugendmuth“ wurde 1824 veröffentlicht und in ihrem Todesjahr 1829 realisierte sie die lange aufgeschobene Publikation von „Johann Georg Forster's Briefwechsel. Nebst einigen Nachrichten aus seinem Leben“.

Die große, auf neun Bände angelegte Briefedition begleitet und ergänzt die Neupublikation der Romane und Erzählungen von Therese Huber im Olms Verlag; beide Editionen verdanken wir dem Engagement von Magdalene Heuser. Der wissenschaftliche Apparat zu der großangelegten Briefedition ist vorbildlich. Neben einem detaillierten Personen- und Werkregister erschließen ausführliche Erläuterungen die Briefe, wobei nicht nur Textvarianten geliefert werden, sondern auch Erläuterungen zum zeitgenössischen, literarischen und kulturhistorischen Kontext. Ein ausgesprochen lesefreundliches Buch also, das aufgrund seiner übersichtlichen Gliederung unterschiedliche Leseinteressen bedient.

⁴ Zit. nach: „*Alles ... von mir!*“. *Therese Huber (1764–1829). Schriftstellerin und Redakteurin*, bearbeitet von Andrea Hahn und Bernhard Fischer, Marbach: DLA 1993, S. 56f.

⁵ Vgl. Barbara Hahn, *Unter falschem Namen. Von der schwierigen Autorschaft der Frauen*, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1991; Susanne Kord, *Sich einen Namen machen. Anonymität und weibliche Autorschaft*, Stuttgart/Weimar: Metzler 1996.

Der erste Brief stammt von der Zehnjährigen, es ist ein Geburtstagsbrief an den Vater. Andere wichtige Adressaten sind in den Jahren 1782/83 die mütterliche Freundin Luise Meyer aus Celle, seit April 1784 dann Samuel Thomas Sömmering, der „Vermittler des brieflichen Verkehrs zwischen den Verlobten“ (Anm. S. 550) und spätere langjährige Vertraute des Ehepaars Forsters, schließlich die Stiefmutter Georgine Heyne, geb. Brandes; zu dieser nur vierzehn Jahre älteren Frau unterhält Therese nach anfänglichen Schwierigkeiten ein sehr freundschaftliches Verhältnis. Außer an den Vater schreibt sie ausführliche Briefe an Regula Hottinger und Caroline Böhm, in denen sie ihre Scheidung legitimiert. Seit 1799 gibt es dann auch eine regelmäßige Korrespondenz mit der Tochter Therese Forster. Offensichtlich schrieb Therese Huber gern und viel. Lediglich die Briefe an die Ehemänner sind nicht erhalten. „Ihre eigenen Briefe an Forster hat sie, wie andere sehr persönliche Zeugnisse, offenbar verbrannt“ (Anm. S. 550) – ein denkwürdiger Umstand.⁶

Ihr Stil ist individuell, zuweilen sind ihre Briefe ungeordnet. Therese Huber berichtet von den alltäglichen Dingen und von den häuslichen Ereignissen ihres Lebens. Nur selten holt sie in jüngeren Jahren zu allgemeinen Überlegungen aus. Oft wechselt das Mitgeteilte sprunghaft. Ihre Briefe sieht sie selbst als Bruchstücke einer „ungelehrte(n) nur gefühlte(n) Philosophie“ (S. 218), wie

sie einmal aus Wilna der Stiefmutter mitteilt: „Ich bin nun zu sehr ans Briefschreiben gewöhnt, und also kann ich beinahe meine Ideen nicht vortragen als in einen zutraulichen, oder hochstolpernden Tone.“ (S. 218) Die „naßweiße Mamsel“, als die sich die frisch verheiratete Therese Forster in einem Brief an Sömmering ironisch bezeichnet, „schwazt ohne Sachkenntniß und ohne Vernunft, bloß wie es ihrer Herzens üble Lust mit sich bringt.“ (S. 181) Sie akzentuiert hier den mündlichen und vertraulichen Schreibgestus ihrer Korrespondenz. Der kommunikative Aspekt, der Austausch mit den Freunden, und eine gewisse Lust am Schreiben dominieren in ihren Briefen. Ohne gleich als unweiblich zu gelten, kann sich Therese Forster-Huber dieser Lust beim Briefeschreiben überlassen. Als gelehrte und geistreiche Frau will sie keinesfalls gelten. Ganz konventionell begreift sie sich als Hausfrau und Mutter und betont immer wieder, diese gleichsam natürliche Rolle durch das Schreiben keinesfalls vernachlässigt zu haben. Aus diesem Grund spielt sie den Wert ihres Schreibens herunter.

Therese Huber ist eine Frau zwischen Rebellion und Anpassung – darauf ist immer wieder mit einigem Erstaunen hingewiesen worden. Das von ihr verkörperte, offensichtlich erfolgreiche Emanzipationsmodell spiegelt sich nicht nur im Schreiben, sondern gelingt wesentlich durch die Schriftstellerei. Neben wichtigen sozialgeschichtlichen Aspekten, die

⁶ Vgl. hierzu: Carola Hilmes, *Therese Huber und Georg Forster. Eine Ehe in Briefen*, in: *Das literarische Paar. Intertextualität der Geschlechterdiskurse*, hrsg. von Gislinde Seybert (Publ. in Vorb.).

unter anderem zu einem genaueren Verständnis des Geschlechterverhältnisses um 1800 beitragen, sind die Briefe von Therese Huber auch unter dem Gesichtspunkt ihrer Literarizität von Interesse. Brigitte Leuschner etwa vertritt die These, „daß – um es zugespitzt auszudrücken – die Briefeschreiberin eine verhinderte Schriftstellerin war“.⁷ Damit wird eine neue Lektüreperspektive eröffnet.

In ihren Briefen schwatzt sie, wie ihr der Schnabel wächst, d.h. sie gibt sich ganz natürlich, ohne Ziererei und nimmt (angeblich) keinerlei Rücksicht auf Konventionen, macht vor allem keine Präntention auf Literatur. Der Brief wird so zum authentischen Ausdruck ihrer Persönlichkeit, was allerdings nicht in einem bloß nachzeichnenden, sondern in einem durchaus konstruktiven Sinne zu verstehen ist: Der authentische Ausdruck der Persönlichkeit entsteht allererst beim Schreiben, manifestiert sich nur in ihm. In diesem Sinne haben ihre Briefe keinen bloß mimetischen, sondern einen durchaus produktiven Charakter, der Mündlichkeit und Schriftlichkeit kunstvoll zu einer „gewollten Kunstlosigkeit“ (Gellert) verbindet. Die Doppelfunktion des Briefes, Leben und Schreiben zugleich zu vermitteln, eröffnet unterschiedliche Lektüreebenen: eine autobiographisch-dokumentarische und eine darüber hinausgehende, die Literarizität der Briefe berücksichtigende Lektüreebene, die voneinander nicht immer sauber zu trennen sind, da Literatur und Leben füreinander durchlässig werden. Die

Beeinflussung des Lebens durch die Literatur wird dabei nicht einfach nur in den Briefen deutlich, sondern wird durch das Briefeschreiben selbst entschieden befördert. In der vielbeklagten Lesewut, dem befürchteten schlechten Einfluß der Romanlektüre auf das Verhalten vor allem der Leserinnen spiegelt sich dieses Phänomen. Therese Huber nimmt dazu eine ambivalente Position ein.

Romantisch sein und schwärmen sind für sie synonym und werden in einem Widerspruch zum wirklichen Leben gesehen. In ihren Briefen gibt sie sich demgegenüber einen realistischen, d.h. lebensgetreuen Anstrich. Daß sie aber gerade in ihrem Leben von Literatur, von einer Beeinflussung durch Romane nicht frei ist bzw. war, gesteht sie im Nachhinein durchaus zu: „ich schwärmte mich bei unsern Briefwechselln in Liebe hinein.“ (S. 246), schreibt sie 1788 in einem Brief an den Vater, in dem sie die Trennung von Georg Forster zu legitimieren sucht. Der Einfluß der Literatur auf das Leben kann also gar nicht unterschätzt werden, ebensowenig die Bedeutung des Schreibens für das Leben: Es erzeugt Liebe, heftige Gefühle, seien sie nun illusionär oder leidenschaftlich. Der romanhaft schwärmerischen Seite der Briefeschreiberin steht eine ganz der Realität zugewandte, u.d.h. in diesem Fall, den Konventionen entsprechenden Haltung entgegen. Die Briefe belegen diese beiden, einander widerstreitende Grundhaltungen ihres Lebens. Oft werden sie ineinander geblendet, was zu Irritationen führen kann.

⁷ Brigitte Leuschner, *Therese Huber als Briefschreiberin*, in: *Untersuchungen zum Roman von Frauen um 1800*, hrsg. von Helga Gallas und Magdalene Heuser, Tübingen: Niemeyer 1990, S. 203–212, hier S. 208.

Die Briefe von Therese Huber geben nicht nur ihre Entwicklung einfach wieder, sondern sie bestimmen ihr Leben in entscheidender Weise: schreibend beeinflussen und lenken sie, mehr oder weniger bewußt, ihr Leben. In diesem Sinne sind die Briefe nicht nur als Verständigungs- und Rechtfertigungsversuche der Autorin zu lesen, sondern vor allem als Zeugnisse literarisch künstlerischer Selbstverständigung. Die Schwärmerei, von der Therese Huber in ihren Briefen spricht, meint die durch Lektüre, insbesondere durch Romanlektüre beförderte Liebe. Diese schwärmerischen Gefühle allerdings werden in der Korrespondenz fürs eigene Leben festgeschrieben. Hierin manifestiert sich der produktive Anteil der Literatur für ihr Leben – trotz der oft problematischen Folgen. Fast beiläufig formuliert Therese Huber in diesem Kon-

text Einsichten in die Funktionsweise des damaligen Liebesdiskurses, der wesentlich aufs Briefeschreiben und der darin sich ausdrückenden literarisierten Formen des Umgangs zwischen den Geschlechtern angewiesen ist.⁸

Neben biographischen Aspekten und solchen, die das eigene Selbstverständnis betreffen, bieten die Briefe von Therese Huber aber auch für andere Fragestellungen reichhaltiges Material, etwa zu Aspekten des geselligen Umgangs und der Freundschaft sowie zum Verhältnis von Mutter und Tochter; darüber hinaus werden literarische und politische Fragen der Zeit in den Briefen immer wieder diskutiert. Die ganze Vielfalt von Therese Huber wird sich allerdings erst mit dem weiteren Fortschreiten der Briefedition erschließen.

⁸ Vgl. hierzu auch: Roland Barthes, *Fragmente einer Sprache der Liebe*, übersetzt von Hans-Horst Henschen, Frankfurt: Suhrkamp 1984.